

Auf Posten.

Von H. v. Braun-Sarnow.

Der Schnee fiel in dichten Massen. Der noch vor wenigen Stunden spitzglanze Himmel hatte sich mit grauem Gewölbe überzogen, das der Wind nun hin und wieder auseinander trieb, um dem Mond einen Anblick zu gestatten. Auf den hirtengroßen Straßen knirschte der Schnee unter den Füßen. Die Menschen eilten, die Nase im Rocktrag, die Hände in den Taschen, hastig vorwärts. Niemand blieb stehen, und die Hausthüren öffneten und schlossen sich unmittelbar wieder, um Schnee und Kälte nicht einzulassen. Bei alledem war es ein lustiges Schneetreiben, wenigstens für diejenigen, die sorglos ihrem Vergnügen oder der warmen Stube zutrafen.

Die Schildwache vor dem Pulverturm hatte das Schneetreiben eine Weile ganz angenehm unterlassen. Als mildere außerdem die verstaubte Kälte, wenn auch die Luft immer noch wie Raupen auf den Füßen, und die Waage vom Schmelzen zur Sohle zusammenstürzte, als sie gegen den Wind jetzt ihre vorrätigen Runden um den Turm herum machte, der sich wie ein plumpes Ausruhmzeichen inmitten der weißen Schneefläche erhob. Nach vollendetem Rundgang stellte sie die Waage im Schutze des Turmes auf. Hier stand sie wie ein großer Schneemann vor dem Eingange. Seine erstarbten Finger hielten das Gewehr mit dem Mantel umspannend, und sie nicht fest freieren zu lassen, und zwei Giesgassen hingen an seinem Schnurrbart. Aufmerksam blickte er in die winterliche Landschaft hinaus. So hat ihm in ihrer Einsamkeit kein sonderliches Bild dar, wenigstens kein, das ihn gestört oder aufgemunter hätte. Lieber! mochte sein Auge sich, nichts als Schnee, nur die von einem hellen Dunstkreis umgebene Mondscheibe drühte ein matts farbiges Spiel in den lauten fallenden Schnee, in die weiße Fläche, die wie ein riesiges großes Sterntuch vor ihm ausgebreitet lag. Mählich schaute er. Bewachte sich da nicht ein dunkler Punkt vorzüglich vor dem Turme zu? — Ja, richtig, er sah es deutlich. Es arbeitete ein Mensch doch nach dem Schnee nach ihm hin. „Wer das?“ erkundete er laut, vernünftig, seine fröhliche Stimme. Alles blieb stumm. „Antwort oder ich gehe fröhlich!“ Dabei legte er das Gewehr in regelrechte Schußlinie.

Der Menschenschein schaute und hob beide Arme empor. „Schick nicht!“ rief eine Stimme, ich höre, schick.

Das Gewehr laut war Schick. „Du bist?“, schrie er, „Rühm, was führt dich bei dieser Kälte aus Deinem Dorfe hierher?“

„Ich wollte dich sprechen, ich mußte dich noch heute sprechen.“ Und der Punkt kam ihm immer näher.

„Auf Posten sprichst du mich nicht.“

„Ach, hier hört uns kein Mensch.“

„Wenn aber die Patrouille zur Wache kommt und mich hier mit einem Feuerzeichen findet, gibst du Stellung.“

Bei dem Schneetreiben wird sie jedoch an dich nicht heran kommen,“ entgegnete ihm später Besuch und stand vor ihm.

„Du bist ein vortreffliches Pfaffen-Mädchen, mich hier, wo ich nicht rufen noch wachen kann, zu attackieren. Weißt Gott, an dir ist ein Generalstabsoffizier verloren gegangen.“ schickte er lachend hin.

Sie lachte nicht. Im Gegenteil, sie sah so ernst aus, daß ihm bei dem Rummen, traurigen Blick ihrer dunklen Augen, in die der Mond wie zur Illustration hineinfiel, ganz bänglich zu Muthe wurde. Aber er war ein furchtbarer, wenn auch leichtsinniger Burleske, der bis zu dieser Stunde das, was man Gewissen nennt, nicht kannte.

„So, sich nicht nur mit Deinen schwarzen Augen so fragend an?“ schickte er sein Unterbaken fort. „Wißt dich Du, mich hier draußen auf Posten zu überlassen, wo Du weißt, daß ich Dir stand halten muß. Magst auch immerhin reden, doch sprichst du auf mich, mein Eid verbietet es.“

„Dein Eid?“ Die dunklen Augen sahen nicht mehr traurig, sondern jäh auf ihn empor. „Dein Eid?“ wiederholte sie wie im Hohn. „Erinnerst Du dich nicht eines andern? Eides, den du mir geschworen, als ich von meinen Eltern unserer Liebe verwehrt wurde?“

„Selbstverständlich erinnere ich mich daran, aber du weißt doch, daß ich Frau und Kind von meinem Solatengeld nicht ernähren kann.“

„O, ich kann für drei arbeiten, wenn meine Ehre mir genügt zu arbeiten will.“ rief leidenschaftlich das junge Weib.

„Mögen sie es hören, Alle hören, um was ich dich ansehe, was mich durch Winterkälte und Nacht von unserem Dorfe bis hierher geführt hat!“

Sie lag tiefer, tief im Schnee zu den Füßen des Soldaten und der Ausdruck des Jähzornes schwand in dem heißen Blicken an Gebarmen, das so bereit aus ihren dunklen Augen zu ihm empor loderte.

„Ich höre sie hören, ich höre sie immer lebendiger fort, wenn ich dich an den Eid erinnere, den Du mir geschworen, dich ansehe, ich einzulassen, mich in neuen Jahre zu Deinem Weibe vor Gott und Mensch zu machen.“

„Ich bitte dich, Rühm, sprich nicht laut!“ beschwor sie der Soldat und hob sie zu sich empor. Wenn uns jetzt die Patrouille überfalle, ich wäre ein verlorener Mann. Ich will ja thun, was Du willst, aber so fass dich.“

„Du willst?“ Der Rühm kam so laut, so jubelnd über ihre Lippen, daß sie die Waage schau umbludte. Als sie aber nichts als was Verdächtigtes gemachte, schickte sie beruhigt und stürzte ihren Jubel nicht.

„Ich wußte ja, daß Du nicht schickst, sondern nur leichtsinnig bist, sagte sie. „Nicht wahr, Du hast mich nicht?“

„Was hätte mich denn um deine Liebe werden lassen?“

niederträchtig schmer man Urlaub bekommt. — Was machst du das Kind?“

„O, das ist wohl aufgehoben, deine Mutter ist gut zu ihm.“

„Das ist brav von dir, sie war immer eine gute Frau und wußte bei dem Alten für mich stets ein freundliches Wort einzulegen, wenn es für irgend einen solchen Streich Hiebe geben sollte. Für dich ist es ein Glück, daß er tot ist, denn von einer Heirat mit Dir hat ihm nie etwas wissen wollen, warst ihm nicht reich genug, wollt immer noch hinaus mit mir, weil sich die reiche Mutter in den Kopf gesetzt hatte, mich heirathen zu wollen.“

„Aber nicht wahr, die hattest du niemals gern?“

„Du denkst du hin? Eine so schleiende, lahme Person? Sie hätte bis an den Hals in Goldes sitzen können, die hätte ich nie geheiratet.“

„Aber nicht wahr, die hattest du niemals gern?“

„Der Feind hat ja die Festung überumpelt,“ scherzte er leichtsinnig, „da heißt es bei einem Soldaten: Ergieb dich oder stirb!“

„Bitte schere nicht so, das thut mir weh,“ sagte sie und legte ihre Hand auf seinen Mund.

„Wie soll Deine Hand ist!“ sagte er. „Mach fröhlich,“ und er schüttelte sich. „Das kommt aber vom langen Stillstehen,“ und er versuchte einige Schritte vorwärts zu gehen. „Dieses verdammte Schneetreiben! Wahrhaftig, man sitzt wie in einem Sack und kann kaum fort. Amnes Ding, Du hättest auch besser gehen, in der warmen Stube zu bleiben!“

„Ich frische nicht,“ sagte sie, „lasse mich nur noch ein wenig bei Dir, ich mache mich schon schnell unsichtbar, wenn die Patrouille kommt.“

„Nun, Zeit wäre es, daß sie käme!“ meinte der Soldat. „Wir könnten dann noch recht gemütlich heute Abend im warmen Zimmer ein Stündchen feiern.“

„Würdest Du Urlaub bekommen?“

„Ich habe ihn bereits in der Tasche. Ich wollte dich morgen mit meinem Besuch überraschen.“

„Das möchtest Du wirklich?“ fragte sie im Tone des Zweifels.

„Nun, ich will dich nicht belügen. Ich habe eigentlich nicht die Absicht, nach der Heimath zu gehen.“

„Du hast sie also wirklich nicht?“

Sie sagte im Tone schmerzlichen Vorwurfs. „Hans, ich fürchte doch, Du liebst mich nicht mehr.“

„Nächsten, wie kannst Du so etwas sagen. Ich fürchte dich, deshalb wollte ich meinen Urlaub zu einem Besuch bei einem alten Schulkameraden benutzen. Du kennst doch den Fröh von Stöckelbauer? Er hat eine ganz einträgliche Stelle als Unterförster im Schloßbezirk bekommen, und meinte, da in der Gegend lände sich nach abgelaufener Dienstzeit auch für mich vielleicht ein Posten. Das könnte uns schon passen. Weinst Du nicht auch, Kleine? Wir hätten ja schon als Nachbarskinder so gern durch den Wald. So im Grünen zu wohnen, würde Dir sicherlich gefallen.“

Sie lachte frohlockend glückselig auf und schmeigte sich an ihn, der wieder näher an den Thurm herangetreten war, um sich wenigstens im Rücken gegen das heftige Schneetreiben zu decken.

Amnes Ding, Du fröhst, und ich schlang jetzt einen Arm um ihre schlafende Gestalt und schlug den Soldatenmantel fest um sie. „Darfst aber nicht etwa einschlafen. Es ist nicht wegen der Patrouille, die wird das tolle Schneetreiben vor der Hand wohl noch nicht so bald kommen lassen, aber Du weißt, Schnee und Kälte sind tödlich, sie tödten einen so ganz gelinde ein, daß man erst im Jenseits erwacht.“

„Wie Du Dir doch Deine gute Laune erhalten hast!“ sagte sie und bettete sich so recht warm und dankbar an seine breite Brust.

„Nun, ich denke, Du warst auch so ein wenig lustig, kleine Heze.“

„Ich bin es nicht mehr,“ sagte sie leise, bedauernd.

„Bist es schon wieder werden, wenn wir erst ein schmuddelhäuschen im Walde bewohnen und ich Dir manchen ledernen Braten schicke. Zu schiefen verheirathe ich, das sage ich Dir. Mein Hauptmann belobte mich noch gestern, als seinen besten Schützen.“

„Das glaube ich schon. Hattest Du mich doch auch so recht mitten in's Herz getroffen!“

„Siehst Du, Kleine, da machst Du in alter Weise einen Witz!“

„Es ist kein Witz, es ist mein Ernst,“ versicherte sie, denn seit Du mich verlassen, fühle ich erst, wie gut Du getroffen hast!“

„Heute, so eine Art Meisterstück war es auch!“ betrauerte er mit gebrochenem Selbstbewusstsein. „Wart damals ein gar flüßiges Vögelchen; wenn man dachte, da sitzt es, jetzt schick los! — fort war es, auf und davon, und der Schuß traf sein Ziel nicht. War es nicht so?“

„Ja,“ sagte sie, „aber zuletzt traf er doch das Schadel aber jetzt nichts mehr — jetzt wird alles gut. Ach, ich bin so glücklich!“

„Rühm, Du schläfst doch nicht?“

„O nein, ich bin nur so glücklich, daß wir nun bald für immer vereint sind!“

„Ja, Rühm, für immer! Und ein neues, schönes Leben soll für uns nach unserer Vereinigung anbrechen, meinst Du nicht auch, Kleine?“

„Ja, ein neues, schönes Leben!“ wiederholte sie und schloß ihre Augen.

„Rühm, du schläfst doch!“

„O nein, ich bin ganz — ganz munter — und so glücklich — so glücklich.“

„Du bist es auch!“ sagte er und brüllte sie selber an sich. „Aber weißt Gott, es ist vortrefflich stilles Schneetreiben. Ich beschreibe, die Patrouille kommt vor 12 Uhr nicht, und ich habe doch schon meinen Urlaub in der Tasche.“

„Nimmer dichter fiel der Schnee, immer mächtiger ballten sich die Wolken zusammen, immer beschwerlicher wurde der Weg, den jetzt vom Stadthor aus die Patrouille nahm. Viel breiten Schneefahnen mußte vor ihr der Weg gebahnt werden.

Die Patrouille kommt immer näher. Laute Stimmen bringen durch die dichte Winterluft zu den Schlafenden herein. Sie werden es nicht. Rühm nach der Waage erheben — alles bleibt still. Die

Patrouille hat jetzt den Thurm erreicht, jetzt blickt sie schärfer hin. Nein, sie ist nicht fort. Da steht die Waage. Ein erregter, treuer, braver Unterthan seines Kaisers; ausdauernd auf seinem Posten, selbst wenn furchtbar sich der Schnee vor ihm aufgetürmt hat. — Sie rufen ihn an, er regt sich nicht. Erschrocken heben sie die Laterne empor. Vorsichtsmäßig in der Rechten hält er das Gewehr umspannt, und vorsichtsmäßig in der Linken ruht ein junges Weib. Ein Vögelchen unaußersprechlichen Glückes liegt auf dem weißen, hüßigen Gesicht der Frau, ein Ausdruck des Behagens, der Zufriedenheit umspielt die leicht, wie zu einem Scherz geöffneten Lippen des jungen Soldaten. Er scheint zu sagen: „Seht nur, ich bin auf meinem Posten, doch das Glück halt!“ ich dabei im Arm!“ — Aber auf dieses Glück hat der Tod eben so fest sein Siegel wie auf das sorglose Gesicht des Soldaten gedrückt.

Märchen der Plantagen - Reger im Süden.

Von Wilhelm Müller.

Die Bruder Reinecke von dem Ränigen überlistet wird.

Bruder Reinecke war von Natur ein ganz lustiger Burleske; aber daß ihn das Ränigen so oft überlistete, ärgerte ihn furchtbar und er ging mit hängenden Ohren und geklemmtem Schwanz auf der Landstraße dahin. Bruder Wolf, der begabte Hof, und Reinecke schüttelte dem Wetter sein Herz aus. Dieser meinte, man solle dem Ränigen eine Falle stellen.

„Wich aber nicht hineingehen,“ brummte Reinecke.

„Dafür laß mich sorgen; wir loden ihn in dein Haus.“

„Wie fangen wir das aber an?“

„Das will ich dir sagen; Du läufst heim, leichst dich zu Bett und schickst dich. Daß du mir gar nichts sagst, bis Bruder Lampe ganz nah bei dir ist, und wenn wir dann nicht zum Abendessen haben, dann ist Dir Tod und Salbe eine Witzfrau.“

Dem Fuchs leuchtete der Vorschlag ein; deshalb lief er nach Haus und that, was ihm sein Bettler gesagt hatte. Der Wolf aber ging nach der Hütte des Ränigen und pochte an die Thüre: „Blümbaum! Blümbaum!“

„Wer ist da?“ fragte Bruder Lampe.

„Ein Freund!“ war die Antwort.

„Zu viel Freunde verderben das Mittagessen,“ meinte das Ränigen.

„Ich bringe eine schlimme Nachricht,“ Bruder Lampe,“ sagte der Wolf.

„Schlimme Nachricht ist bald ausgerichtet,“ erwiderte das Ränigen.

„Bruder Reinecke starb heute Morgen,“ sagte der Wolf mit trauriger Stimme.

„Er, wo ist denn dein Trauerkleid?“ fragte Lampe.

„Zust will ich mit ein machen lassen,“ erwiderte der Gefragte. „Ich komme gerade von Reinecke's Haus; er liegt auf der Bahre, kalt und steif wie ein Zehnlocher.“ Mit diesen Worten ging der Wolf seines Weges.

Bruder Lampe fragte sich hinter den Ohren, wie er es immer thut, wenn er über eine Sache ernstlich nachdenkt. Denn er glaubte nicht recht, daß der Fuchs gestorben sei, hätte aber doch für sein Leben gern gewußt, was Bruder Reinecke auf der Landstraße wäre. Er machte sich auf und ging nach dem Hause seines Nachbarn. Langsam schlich er sich an das Fenster und schaute durch die Scheibe. Richtig — da lag der Fuchs, so lang als er war, auf der Bahre. Bruder Lampe trauete dem Wetter jedoch immer noch nicht. Er schloß das Fenster auf und stellte sich, als ob er mit sich selber spräche.

„Niemand hier,“ um Lei Bruder Reinecke zu hören,“ sagte er laut. „Selbst Bruder Wulfard kommt nicht zur Wache. Ich sollte zwar meiner Frau heißen Rühm schmeiden, aber ich will hier bleiben. Reinecke steht aus wie tot und doch scheint er noch leben. Wenn man Todde besucht, so heben diese immer das hintere Bein auf und rufen: „Wah!“

Als sich der Fuchs nicht rührte, fuhr Bruder Lampe ein wenig lauter fort: „Wirtlich! Ich habe! Bruder Reinecke steht aus wie eine Leide, aber er thut nicht, was Verheißene thun. Todde heben immer das linke Hinterbein auf und rufen: „Wah!“ wenn man sie besucht.“

Nach diesen Worten freckte der Fuchs wirklich sein Bein in die Höhe und rief: „Wah!“ Bruder Lampe aber schlug noch fester zu, jagte nach Haus und hielt sich den Bauch vor Lachen, daß er den Fuchs wieder einmal überlistet habe.

In den vorstehenden Erzählungen geht es dem Ränigen, seinen Vögern zu überlisten, der sich durch einen verstellten Einfall aus der Schlinge zu helfen. Allein der Ausgang der Abenteuer gestaltet sich nicht immer der günstig für Bruder Lampe. Der Erzähler schließt, daß man an einen allezeit steigenden Heiden denken können; deshalb läßt er in Uebereinstimmung mit dem Negerprädicat: „Es gibt keine flüchtigen Leute in der Welt, die nicht manchmal noch flüchtiger werden,“ zu Zeiten das Ränigen den Ränigen ziele. Doch es ist kein Bierfischer, der seinem Viebling Gesandten ist, sondern ein für die fäulischen Gassen charakteristischer Raubvogel, der Zerknirschter, welcher als Straßenreiner und Unratverschlepper unschätzbare Dienste leistet.

Bruder Lampe und der Zerknirschter.

Bruder Lampe hatte einst mit dem alten Bruder Wulfard zusammen ein Malzfeld bebaut. Das Jahr war außerordentlich fruchtbar und der Ertrag eine reiche Ernte. Aber seltsam, als die Zeit zum leeren Stengel auf dem Felde landen sollte, fuhr Bruder Wulfard seine Malzfelder über. Obgleich sich Lampe stellte, als ärgere ihn der Verlust seines Freundes furchtbar, so merkte der Wulfard doch, wer ihn über's Feld gebauen hatte und sprach nach langem Grübeln zu dem Erben:

„Bruder Lampe, drüben über dem Fluß habe ich eine reiche Goldmine gefunden. Die Klumpen liegen dort auf der Erde, wie die Blätter im Herbst. Laß uns an den Ort gehen; ich trage das Gold zusammen und du sollst es theilen.“

Bruder Lampe wäre für sein Leben gern mitgegangen und er kann und kann, wie er über den Fluß kommen könnte; denn jedesmal, wenn er nur eine Pfote nach macht, bekommt seine ganze Familie einen furchtbaren Schnupfen. Er fragte deshalb den Wulfard, wie man das Wasser kreuzen könne.

„Das will ich dir gleich zeigen,“ sagte dieser, und setzte sich auf den Boden nieder. Dann breitete er seine Fügel aus, das Ränigen kletterte auf seinen Rücken und Bruder Wulfard erhob sich in die Luft. Er flog über einen Arm des Flußes und machte Halt auf einer Insel. Die lag mitten im Wasser und war von Wände stand eine hohe Fichte, deren Äste über den Fluß reichten; auf einem solchen Äste lag sich der Wulfard nieder, und Bruder Lampe wußte jetzt, was die Uhr geschlagen hatte.

„Während wir hier ausrufen,“ sprach er, „und weil du so gütig gegen mich warst, will ich dir etwas anvertrauen. Ich habe nämlich selbst eine Goldmine gefunden, die noch viel reicher ist, als die deine und schlage dir vor, daß wir zurückerufen und uns dort die Taschen füllen.“

Da lachte Bruder Wulfard, daß ihm die Seiten wackelten, Bruder Lampe aber rief ängstlich: „Um's Himmels Willen, schlage nicht so mit den Flügeln, denn wenn du so fortfliehst, werde ich bald von deinem Rücken herabfallen und dann nicht die meine Goldmine nichts und mir die deine eben so wenig.“

Bruder Wulfard aber lachte noch mehr, so daß Bruder Lampe ängstlich rief: „Wenn wir zurückerufen, so will ich die Klumpen jagen und du sollst sie theilen.“

„Wie steht es mit dem Wulfard?“ fragte Bruder Wulfard.

„Er ist die Sonne untergeht,“ sollst du deinen Anteil unter Dach und Fach haben,“ schloß Bruder Lampe, „und zwar die schönsten Klumpen, die noch jemals in Georgia gewaschen sind.“

Nach diesem Versprechen trug der Wulfard das Ränigen zurück und dieses hielt Wort. Aber eine ganze Woche lang saßte Bruder Lampe im Wald in den Kneien, sobald er nur in die Nähe des Flußes kam.

Es mögen nun einige Erzählungen folgen, in denen andere im Süden vorkommende Thiere handelnd auftreten und welche für die naive Denkart der Ränigen, sowie für ihre kindliche Weltanschauung besonders charakteristisch sind.

Warum das Drossel kein Haare am Schwanz hat.

Eines Tages, zur Zeit als der Vär noch Vienenacht trieb und Dattelpflaumen zog, jagte Bruder Drossel gemütlich durch's Feld. Er war so hungrig, daß ihm der Magen klang. Aber da er ein schrecklich fauler Burleske war, so hatte er keine Lust, sich im Wald Futter zu suchen. Während er sich am Wege sonnte, kam Bruder Lampe lippelt lippelt, lippelt lippelt über's Feld, und da er und das Drossel gute Freunde waren, ließ er sich zu letzterem nieder und Beide plauderten miteinander. Bruder Drossel sagte, daß er für sein Leben gern Dattelpflaumen haben möchte und Bruder Lampe meinte, der Vär habe die schönsten in seinem Obstgarten, sie wollten zusammen hingehen und einige fressen.

Der Vorschlag leuchtete dem Drossel ein, besonders da der Obstgarten nicht weit war. In Kurzem war er durch den Zaun geschlüpft, sah hoch oben im Bissel eines Baumes und schloß sich die lustigen Pflaumen. Bruder Lampe aber wollte sich einen Spaß machen; er lief also am Haus des Vären vorbei und rief: „Bruder Braun, ich glaube, mit deinen Dattelpflaumen ist's nicht richtig; du machst dich besser auf den Weg und isst einmal nach.“

Als der Vär dies hörte, wurde er sehr zornig; denn Bruder Braun ist ein gutmüthiger Burleske, nur kann er nicht tragen, wenn ihm jemand an seine Dattelpflaumen geht. Deshalb lief er schnell nach seinem Garten. Bruder Drossel hörte ihn kommen, er dachte aber: „Eine Pflaume kann ich schon noch pflücken — eine Pflaume — noch eine — und jetzt noch eine.“ Da stand Bruder Braun schon im Garten. Bruder Drossel war in seinem Leben noch nicht so schnell von einem Baume herunter gekommen; er hatte gerade noch Zeit, durch das Zaunloch zu schlüpfen. Der Vär erregte seinen Schwanz, Bruder Drossel zog so stark er konnte, und Bruder Braun hielt so fest, als er konnte, und so behielt der Vär alle Haare in seiner Lage. Von jenem Tag an hat Bruder Drossel einen laßen Schwanz und seine Kinder kommen ebenfalls mit unbearbeiteten Schwänzen auf die Welt.

— Eine gut bezahlte Oberrichte. Ein französisches Blatt erzählt folgende Anekdote von dem in jüngster Zeit vielgenannten Fürsten Ränigen. Während seines Aufenthaltes in Genf bemerkte der hysthische Agitor, daß ein verkommen aussehendes, schledt gekleidetes Individuum sich heimlich in seine Fersen heftete. Er meinte in demselben einen russischen Espion zu erkennen. Ränigen beschloß, sich um jeden Preis von diesen Aufstellungen zu befreien; er überlegte und fand endlich, was er that. Als er das nächste Mal das verdächtige Subjekt wieder seinen Schritten folgen sah, drehte er sich plötzlich um und applaudirte dem Menschen eine — colossale Ohrfeige. Der Espion wollte gar werden. Der Fürst brühte ihm jedoch in demselben Augenblick mit geheimnisvoller Miene ein Zwangsglases Glas in die Hand und sprach: „Seien Sie still, mein Freund, dies ist der Betrag, zu welchem ich nach dem Genfer Gesetzen verurtheilt werden würde!“ Es ist doch besser, Sie haben den Profit, als daß er in die Kasse des Cantons Genf fällt. Jedemal, wenn Sie zwanzig Franken fordern, werden Sie sich nur vertrauensvoll wieder an mich!

Ueber Verschwendung.

Ein Vortrag von Dr. Wilhelm Wilmanns in Genöven.

Es gibt verschiedene Arten von Verschwendung. Es gibt Zeitverschwendung, Verschwendung von Nahrungs- und Nahrungsmitteln, Verschwendung von persönlichen Kraft, von mechanischer Kraft, und Material - Verschwendung im Allgemeinen. Das sind fünf Arten von Verschwendung, welche, könnten sie, wenn auch nicht vermieden, doch auf unbeträchtliche Vermögensbeschränkung werden, eine unermessliche Quelle des Reichthums begründen würden. Ich glaube, wir müssen uns Alle für schuldig bekennen, eine große Menge Zeit zu verschwenden — selbst die besten von uns. Es erscheint ferner, daß die Menschen, welche in anderer Beziehung sehr sparsam sind, welche ungern ihr Geld ausgeben, welches sie doch wieder erwerben könnten, sehr freigiebig mit ihrer Zeit sind. Sie mögen sich nichts daraus, einen ganzen Tag, oder doch viele Stunden am Tage, mit Nichtsthum hinzubringen, und viele Menschen, Männer und Frauen, fürchte ich, bringen einen beträchtlichen Theil ihrer Zeit in ihren Schlafzimmern zu. Unsere Vorfahren waren scheinbar weniger schlaf-süchtig, als wir; denn es war sprichwörtlich, zu sagen: „Sechs Stunden Schlaf für einen Mann, sieben Stunden für eine Frau, acht Stunden für einen Knecht.“

Ich nehme an, daß diejenigen, welche neun Stunden in Anspruch nehmen, von diesem Vergleiche nicht berührt sind, und hoffe, daß sie bei dabei geüben. Dann kommt zu der im Schlafzimmer verschwendeten Zeit viel in nächtigen Gemüths- und in Zerstreungen verbrachte Zeit, welche mehr dem Körper, noch dem Geiste Vortheil bringt. In der That, wir müssen alle gefahren, im Durchschnitt mindestens zwei Stunden des Tages zu verschwenden, und wenn die Geseßgebung eine Tage von einem Penny auf die Stunde legen könnte, so würde durch die National-Schul in sehr kurzer Zeit abbezahlt sein. Zeitverschwendung ist Capital-Verschwendung — etwas, das wir lernen sollen zu vermeiden, aber wenigstens zu vermeiden. Eine sehr weise Grösung wurde von Goethe, dem großen Moral-Philosophen und Dichter, gemacht, welche, wie Sie wohl wissen, ein höchst häßiges Leben führte und doch sehr viel Geld hatte. Er liebte einen Robber, einen langen Gesichts, einen feinen Menschen, liebt Gesellschaft, Theater und Künste und vollbrachte doch eine außerordentlich große Menge von Arbeit.

Es fährte bisher über Väter, welche einen unermesslichen Reichthum an Gedanken enthalten. Er war Minister in seinem Lande und leitete die Regierung; er leitete die Kunst - Akademie und die Theater, und das Geheimnis bestand, wie er sagte, lediglich darin, daß er die verschiedenen Beschäftigungen in jeden Tag zu einem Padie, wie Sie einen Koffer paden würden. Geben Sie jedem Dinge seine bestimmte Zeit und Sie werden Zeit finden für viele Dinge, welche Sie jetzt glauben unmöglich Bedacht nehmen zu können, und was Sie in der That auch ohne solche bestimmte Ordnung nicht finden.

Dann haben wir eine andere Art der Verschwendung, welche wir vermeiden können. Wir vergeuden eine große Menge Nahrungs-mittel, nicht nur durch vielcs Trinken — das erkennen wir als schädlich an — sondern auch durch zu vielcs Essen. Wir meinen eben nicht, daß das schädlich sein kann; aber ich glaube, daß es allerdings sehr schädlich ist, und vielleicht eben so sehr, als zu vielcs Trinken. Die Verschwendung kann leicht vermieden werden durch einigermaßen bestimmte Regelung; diejenige Art der Verschwendung, worauf ich hier hauptsächlich hinweisen möchte, ist die in unseren Köchen. Da beginnt die Verschwendung aufzutreten. Ich hebe hier eine große Zahl von Frauen, welche offenbar in diesem Saal gekommen sind, weil sie Interesse an den Reden der Wissenschaft nehmen. Wenn sie mit der Wissenschaft der Chemie in ihrer Anwendung auf die Küche beginnen wollen, so werden sie da ein weites Feld für deren Entfaltung finden. Einer meiner Freunde, der selber die Dinge vom philosophischen Standpunkte aus betrachtet, be- achtete seine Nichte bei ihrer Hochzeit nicht auf Schmuckstücken, sondern mit einem Rockbude, in welches er geschrieben hatte: „Die Lust zum Küßen vergeht, aber die Kochkunst besteht.“ Ich hielt das für ein sehr sinniges Geschenk, weil, wie sehr wir auch das andere Geschlecht bewundern und wir werden und müssen es immer bewundern, — es doch sehr wesentlich zu unserem Glück beiträgt, wenn das Mittagessen gut zubereitet ist und die Nahrung am Ende der Woche und das Wohlthun nicht übertrieben hoch sind. Das kann in großem Maße erreicht werden durch Anwendung von ein wenig Wissenschaft im Küchen-Departement. Es ist zum Beispiel fast ebensoviel Nahrungsstoff in den Knochen, wie in dem Fleisch, das an ihnen sitzt, und trotzdem werden in vielen Haushaltungen — ich kann wohl sagen, den meisten — die Knochen weggeworfen, wo sie doch das Material liefern würden zu einer trefflichen Suppe, so wie sie in Schottland und Irland und auch in Frankreich in der Gestalt des „pot au feu“ finden ist. Im französischen Haushalt steht beständig ein Kochtopf auf dem Ofen, und was immer überflüssig ist, wird in einen Topf gemoren, und sonderbarer Weise ist das Resultat dieses Verfahrens keineswegs ungeschmackhaft, wie ich nach eigener Erfahrung versichern kann. Ich sage daher, es verhält in diesem Lande bei der Zubereitung der Speisen großen Verschwendung, welche durch ein wenig Wissenschaft, durch ein wenig Methode und Fleiß bedeutend vermindert werden könnte.

Wir kommen dann zu einer anderen Art Verschwendung, der der persönlichen Kraft. Wir finden eine Menge Menschen, welche ganz bereit sind, etwas zu thun — welche auf die Jagd, zum Beispiel, oder die Arten geistiger und körperlicher Übungen vornehmen, aber kein Interesse an den Dingen zeigen, welche nutzbar gemacht werden können. Anstatt elende Romane zu lesen, würde es viel

nützlicher sein, Geschichts- und wissenschaftliche Bücher zu lesen. Sie würden immer und immer wieder auf die angelegten Gegenstände aus Interesse an denselben zurückkommen und sie würden ihnen für Jahre lang Freude und Nutzen gewähren, wo hingegen der vergessene Genuß einer Stunde verfliegt ist in dem Augenblick, wo die Aufregung vorüber ist. Es ist vor allen Dingen nöthig, daß wir unsere Kräfte auf bestimmte Ziele richten. Wo Sie erfolgreiche Männer finden, können Sie fast ausnahmslos, unter sonst gleichen Umständen, ihren Erfolg auf die Thatsache zurückführen, daß sie ein ernstes Streben besitzen, das gleiche Bunsche, vorwärts zu kommen, ihre Kraft und Zeit zerplittern. Die Verschwendung der persönlichen Kraft ist eine solche, welche bei der Erziehung namentlich in's Auge gefaßt werden muß, und ich hoffe, daß wir durch Anstrengung, wie dieses hier, nach und nach Gewohnheit an nützbildenden geistigen und körperlichen Übungen der Jugend einflößen werden an Stelle der vergeblichen Weise, in welcher diese Kräfte vielfach vergeudet worden sind.

Die nächste Art der Verschwendung ist die der mechanischen Kraft, und hier kommen wir unmittelbar zu der Anwendung der Wissenschaft selbst. Wir finden, daß ein Arbeiter viel mehr körperliche Anstrengung verwendet, um ein gegebenes Quantum Arbeit zu vollenden, als ein anderer, welcher planmäßig verfährt. Letzterer wird seine Gliedmaßen nicht nutzlos bewegen, er wird eine Last nicht öfter heben, als notwendig ist zur Erreichung seines Zwecks, wogegen ein Reutling ohne Ueberlegung hin und her springen und sehr viel Anstrengung aufwenden wird, um ein geringes Resultat zu Stande zu bringen. Aber es giebt noch eine materiellere Art von Verschwendung mechanischer Kraft. Nehmen Sie zum Beispiel die große bewegende Kraft des heutigen Tages — die Dampfmaschine.

Die Dampfmaschine, wie sie vor 20 Jahren war, verwendete etwa zehn Pfund Kohlen für jede von ihr zur Wirkung gebrachte Pferdekraft. Durch Anwendung wissenschaftlicher Methoden und mechanischer Geschicklichkeit sind wir in den Stand gesetzt worden, den per Pferdekraft verbrauchten Betrag von Feuerkraft wesentlich zu verringern, nämlich von 10 Pfund auf 2 Pfund. Die Maschine ist in ihren wesentlichen Bestandtheilen genau dieselbe wie früher; jene sind der Kessel, der Dampfzylinder, und — wenn es eine Niederdruck-Maschine ist — der Condensator. Doch durch eine veränderte Anordnung dieser Bestandtheile ohne irgend welchen anderen Aufwand, als der von Nachbarn und ein wenig mehr mechanischer Geschicklichkeit, erlangen wir das wunderbare Resultat, unsere Wirkung um ein Fünftel desjenigen, was früher verbraucht wurde, zu Wege zu bringen. Gleicher Werthe in unseren Schmelzöfen haben sich acht Tonnen Kohlen erforderlich zu sein, um eine Tonne Eisen zu produzieren, und sogar vierzehn Tonnen zur Probuirung von einer Tonne Stahl, während wir jetzt durch Erfindungen, durch bestimmte Regeln in Anwendung dieser Erfindungen und durch mechanische Geschicklichkeit diesen Aufwand von Feuerkraft reichlich im Verhältnis von 1 zu 5 reduziert haben. Jetzt find nicht mehr als etwa drei Tonnen Kohlen erforderlich, um eine Tonne Stahl aus dem Erz zu gewinnen und sie in die Gestalt von Schienen und ähnliche Formen zu bringen. Das sind Beispiele, welche zeigen, wie viel Verschwendung verfliegt werden kann durch richtige Leitung des Arbeitens der Maschinen und durch Nachdenken bei Entwicklung der Proben, durch welche jene Wirkungen hervorgebracht werden sollen. Immer aber durch diesen Verbesserungen die Wissenschaft zu Grunde liegen; in der That, jeder Verbesserung, welche nicht der Ausfluß wissenschaftlicher Grundbisse ist, ist nicht zu trauen.

Wenn es eine Verbesserung ist, welche lediglich das Resultat einer praktischen Regel, oder von oberflächlicher Beobachtung des Arbeitens der Maschinen und von deren Wirkungen ist, so führt sie gewöhnlich auch nur zu zweifelhafte Resultaten, anwendbar vielleicht auf einen speziellen Fall. Dahingegen bleibt eine auf wissenschaftlichen Prinzipien gegründete Erfindung ein dauernder Fortschritt. Nur das gründliche Verständnis dieser ersten Prinzipien und ihrer Anwendung sind die großen und unwahrscheinlichen Erfindungen der gegenwärtigen Zeit zu Stande gebracht worden. Es ist noch immer ein weites Feld für die Erparung an Kraft in verschiedenen Gestalten vorhanden; wir hängen ja nicht ausschließlich von der Kohle ab, beziehe Erzielung der erforderlichen Kraft und Hitze; wir haben große Vorräthe an Kraft in dem direkten Ausfluß der Sonnenwärme von Tag zu Tag, welche sich uns in der Form von Wasserkraft, von Wind und von direkter Strahlung offenbaren. Diese Kräfte können und werden ohne Zweifel für unsere Zwecke nutzbar gemacht werden.

Erst vor Kurzem machte ich einen Besuch bei meinem Freunde, Sir William Armstrong, und sah dort, daß er eine seiner dynamischen Maschinen, eine Reihe von seinem Hause entfernt, unter einem Wasserfalle aufgestellt hatte. Mittels dieser Maschine wurde sein Haus durch Electricität erleuchtet. Es war ein Bach dort, welcher seit unendlichen Zeiten unbenuzt dahin gelaufen und nun durch eine sehr einfache Anordnung nutzbar gemacht worden war zur Erleuchtung eines großen Hauses durch die Electricität. Wie groß ist die Verschwendung während der Jahrhunderte, die jene nutzbar gemachte Bach dahingeflossen ist! Während der Tageszeit, wo das Licht nicht erforderlich ist, wird die durch den Wasserfall herabgebrachte elektrische Kraft zum Drehen einer Drehscheibe, von Hodelmaschinen und zu anderen mechanischen Zwecken dienbar gemacht. Auf meiner eigenen Farm bei Turnbridge Wells habe ich nicht den Vortheil eines Wasserfalls; aber ich habe dort auch mit einer anderen Art von Dampfmaschine experimentirt — der durch Dampfmaschine hervorgerachten elektrischen Kraft zum Drehen einer Drehscheibe, von Hodelmaschinen und zu anderen mechanischen Zwecken dienbar gemacht. Auf meiner eigenen Farm bei Turnbridge Wells habe ich nicht den Vortheil eines Wasserfalls; aber ich habe dort auch mit einer anderen Art von Dampfmaschine experimentirt — der durch Dampfmaschine hervorgerachten elektrischen Kraft zum Drehen einer Drehscheibe, von Hodelmaschinen und zu anderen mechanischen Zwecken dienbar gemacht. Auf meiner eigenen Farm bei Turnbridge Wells habe ich nicht den Vortheil eines Wasserfalls; aber ich habe dort auch mit einer anderen Art von Dampfmaschine experimentirt — der durch Dampfmaschine hervorgerachten elektrischen Kraft zum Drehen einer Drehscheibe, von Hodelmaschinen und zu anderen mechanischen Zwecken dienbar gemacht.

Wirkung der Hitze verloren gehen sollte. Der Weg, wodurch dieses bewirkt wird, ist ein sehr einfacher. Die Dampfmaschine treibt eine dynamische Maschine. Diese giebt die erforderliche Kraft her, das Haus am Abend zu erleuchten und während der Nacht Licht in einige Gemächshäuser zu bringen, um diese mit einer künstlichen Sonne zu versehen. Diese künstliche Sonne steht nicht in den Ständen, Obß, wie Melonen, Pfirsiche, Erdbeeren und dergleichen mitten im Winter zu ziehen. Wenn ich so glücklich wäre, Wasserkraft zu meiner Verfügung zu haben, würden meine Kräfte irgend welcher Art erforderlich sein zur Erzielung dieser Erfolge, mit Ausnahme der für die Erhaltung einiger einfacher Maschinen. Aber mein Dampf geht nicht verloren. Nachdem er die Maschine gegangen ist, verbleibt ich ihn in einem Röhren-Condensator. Durch diesen Vorkehrung ich alle Gemächshäuser und andere im Winter zu heizenden Räume mit Wärme, so daß ich, seit ich das elektrische Licht und die dynamische Maschine eingeführt habe, nicht mehr für Feuerung ausbe, als früher bei einfacher Erwärmung der Gemächshäuser. Während der Tageszeit wird der von der dynamischen Maschine erzeugte Strom nach einem anderen Theile der Farm geführt, wo er zum Wasserpumpen benutzt wird. Das Wasser wird zweigeteilt: Das eine Theil gepumpt, um Haus, Garten und Ställe und die ganze Landwirthschaft zu versorgen. Eine andere abgezweigte Rohrleitung wird gebraucht, um Holz zu spalten, um Häckerling zu schneiden und zu anderen Arbeiten auf der Farm. Auf solche Weise kann Verschwendung in derartigem Umfang vermieden werden, daß es für diejenigen, welche der Sache zu haben die geübteste Verlässlichkeit zu Theil werden lassen, in hohem Grade überraschend ist. Es ist wirklich sehr einfach und bringt keine Kosten mit sich, welche sich nicht durch die Resultate reichlich bezahlt machen.

Ich habe nun über die Verschwendung von Kraft gesprochen und möchte vor dem Schluß noch einige Worte über die Vergeudung von Material sagen, welche vielleicht die bedeutendste Quelle der Verschwendung ist. Auf die Verschwendung von Feuerkraft habe ich schon hingewiesen, insofern als Feuerkraft das Wesen der Kraft ist. Fast alle Kraft, welche wir benutzen, und fast alle Gewalt, welche wir anwenden, wird aus dem Feuerkraftmaterial gewonnen. Wir können sehen, wie ein bedeutender Theil des Brennmaterials, welches wir auf unseren Feuerstellen anheften, zum Schmelzen hinangeworfen und keine andere Wirkung ausstößt, als die, unsere Atmosphäre zu vergiften. Das ist eine Verschwendung, welche, wenn sie gescheit würde, nur auf viele Millionen Tonnen veranschlagt werden könnte. Und deren Veranschlagung wird mehr und mehr eingeleitet werden, sobald wir in Betracht ziehen, was mit demselben Brennmaterial bewirkt werden könnte, wenn wir, anstatt es in dieser gleichgültigen Weise zu verbrennen, indem wir Kohlen auf unsere Feuer werfen, das Ganze in seine Bestandtheile — Gas und Coke — zerlegen wollten.

Wir können Gas viel sparsamer verbrennen, als festes Brennmaterial, weil wir den Betrag der zu seiner Verbrennung erforderlichen Luft mit größter Genauigkeit bemessen können. Wir können Gas mit viel mehr Hitze, als Kohlenstein verbrennen, weil wir nicht nach eigenem Belieben in Rauch versenken. Daher können wir, durch einfache Trennung dieser beiden Bestandtheile der Kohle von einander, jedes von diesen zu weit größerem Vortheile für uns verwenden. Aber ein anderes Element ist hier das, welches von der größten Wichtigkeit ist, und das ist das Element der Abwärmung, welches die moderne Wissenschaft in den Vordergrund gebracht hat. Vor nicht gar vielen Jahren — vielleicht zwanzig — war Kohlenstein fast wertlos; die Gasgesellschaften veranlaßten es zu einem großen Penny die Gallone. In gleicher Weise wurde dem Ammoniaksalz ein hohes Ansehen davon zu laufen, und die Fische in unseren Bächen zu vergiften. Ich habe erst kürzlich Gelegenheit gehabt, den Werth dieser Produkte abzuschätzen, welche vor zwanzig Jahren vollständig verachtet wurden, und ich finde zu meinem Erstaunen, daß sie an Werth alle die Kosten übersteigen, welche in den Gaswerken, wo sie produziert werden, zum Verbrauch kommen.

Der Gesamtbetrag der von unseren Gaswerken verbrauchten Kohlen ist etwa gleich neun Millionen Tonnen, welcher auf etwa 44 Millionen Pfund Sterling (224 Millionen Dollars) geschätzt werden können. Die Abfallprodukte, ein- geschlossen die Gase, sind auf 7 Millionen Pfund Sterling (35 Millionen Dollars) in England geschätzt worden, woraus herorgeht, daß ihr Werth den Gesamtwerth aller zur Production des Gases verbrauchten Kohlen an mehrere Millionen übersteigt. Durch den Gebrauch des Kohlensteins haben wir nicht nur diesen enormen Betrag an Nebenprodukten geminnbringend gemacht, sondern wir haben auch unsere Gewerbe und Fabriken durch die kühnen Farben bereichert, welche jetzt der Kunst des Färbens eine neue und bedeutende Entwicklung geben. Die Ammoniaksalzflüssigkeit hat einen nationalen Werth, weil sie die bedeutendste Quelle ist, aus welcher dasjenige Ammoniak gewonnen werden kann, auf das man sich für Zwecke des Ackerbaues verlassen kann, und zu diesem Zwecke ist unbegrenzte Nachfrage nach demselben. Wenn wir uns nur ent-schieden können, Brennmaterial in dieser geklärten Form — Gas oder Coke — zu benutzen, werden wir demnach große Verschwendung vorbeugen.

Derjenige Punkt daher, auf welchen Wissenschaft und Kunst hauptsächlich hingelenkt werden sollten, ist das Verhüten der Verschwendung. Dadurch würden wir nicht allein unsere nationalen Hülfquellen bedeutend vermehren, sondern auch unser individuelles Wohlbefinden. Wir haben ein altes Sprichwort, welches lautet: „Waste not, want not.“ (Verschwende nicht und Du wirst nicht mangeln). Wir haben das beste immer im Munde geführt, aber wir fangen erst jetzt an, es auf wissenschaftlichem Wege zu verwirklichen. (Rundschau.)